

Erstes Kapitel.



age mir, Kind, wie in aller Welt bist Du dazu gekommen?"

"Auf sehr einfache Weise, liebe Tante. Ich wollte während desfahrens aus der Pferdebahn aussteigen, was ich, nebenbei bemerkt, schon oft gethan. Diesmal war ich ungeschickt, verstauchte mir den Fuß und werde wohl wenigstens drei Wochen auf dieser Chaiselongue zubringen müssen. Zehn Tage dieses Martyriums sind bereits vorüber. Mir kommt es vor, als seien es zehn Wochen."

Sie griff nach dem Glas Wasser, das neben ihr auf einem Tisch stand, erhob sich um etwas daraus zu trinken, legte sich dann wieder zurück, und, die Arme unter dem Kopf verschränkend, blickte sie mißmutig durchs Fenster.

Was sie auf diese Weise sehen konnte, war das Dach des gegenüberliegenden Hauses und ein fahlgrauer Himmel. Beides konnte unmöglich erheitern wirken. Nichtsdestoweniger wandte sich das junge Mädchen jetzt mit einem freundlicheren Ausdruck auf ihrem schönen Gesicht zu der älteren Dame,

die, auf einem Stuhl neben der Chaiselongue sitzend, ihre Richte mit halb mitleidigem, halb ängstlich fragendem Ausdruck betrachtete, so, als wüßte sie nicht recht, was sie sagen sollte.

„Es ist so freundlich von Dir, Tante, daß Du bei dem abscheulichen Wetter den langen Weg nicht gescheut und zu mir gekommen bist.“

Frau Direktor Cäsar — Titel und Familiennamen waren bei ihr wie bei vielen achtbaren Leuten untrennbar — sah es als eine persönliche Beleidigung an, daß ihre nächsten Verwandten so weit entfernt von ihr wohnten.

Sie drückte jetzt die dargebotene Hand ihrer Richte warm und sagte, etwas näher rückend:

„Recht war es nicht, Luise, daß Du Deiner alten Tante nicht eher von Deinem Unglück Nachricht gabest und ich alles erst zufällig heut erfahren mußte.“

Luise merkte den leisen Vorwurf.

„Aber es ist ja kein Unglück, Tantchen, schließlich nur unangenehm für mich, der dieses ruhige Daliegen gräßlich ist. Ich hoffte täglich auf Besserung und wollte Dich nicht erst mit der Kleinigkeit behelligen.“

Das erzürnte die kleine Dame ernstlich.

„Behelligen! Behelligen! Luisechen, wie kannst Du so etwas sagen? Du wirst gerade wie Dein Vater, der immer sagt: Was habt Ihr an mir altem Kerl? Ob ich komme oder fortbleibe, ist einerlei. Er redet es den Leuten solange vor bis sie es glauben und selber sagen: Ja, was haben wir denn auch an dem alten Kerl? Er hat ein

gutes Herz und meint es gut, sagst Du? Ja das weiß ich. Aber dann sollte er sich nicht so ver-zweifelte Mühe geben, es zu verbergen und die Leute, die ihn lieb haben, ewig vor den Kopf stoßen."

An der Lebhaftigkeit, mit der Frau Cäsar die Debatte führte, sah man, daß ihr das Wesen ihres Betters entschieden ernstlichen Kummer verursachte und zu den Dingen gehörte, die ihr, während sie an ihren zahllosen Spitzen häfelte, oftmals durch den Kopf gingen.

"Von wem hast Du es gehört, daß ich nicht ausgehen kann, Tante?"

"Dein Bruder Walter hat es meinem Paul gesagt und zwar ganz zufällig. Mir kommt es vor, als würde der gute Junge alle Tage dümmmer."

Sie bereute diesen Ausspruch im Augenblick, denn Luise's Gesicht verfinsterte sich.

"Dafür kann er nichts. Gott sei Dank, daß er es nicht so empfindet. Freilich, wir empfinden es um so schwerer," sagte sie trübsinnig und blickte eine Weile vor sich hin. Frau Cäsar hätte sich am liebsten die Zunge abgebissen. Es entstand eine Pause. Sie mußte nicht recht, was sie sagen sollte.

"Meinem Paul" — sie nannte ihren Sohn, der Referendar am Gericht in B. war, nie anders — „meinem Paul hat es auch sehr leid gethan. Darf er Dich einmal besuchen?"

"Ja gewiß, Tantchen, wenn er sich," und sie lächelte, „nicht geniert, weil ich ihn hier, auf der Chaiselongue liegend, empfangen muß. Das giebt dem Ganzen einen so pikant saloppen Anstrich. In

derselben Stellung denkt man sich immer eine abenteuerliche russische Fürstin oder eine interessante Ballerina, ihre Anbeter empfangend. Es fehlt nur noch ein verführerisches Negligé, etwas magisches Dämmerlicht, türkischer Cigarettenrauch mit starkem Parfüm gemischt. Du siehst, ich verstehe die Sache zu arrangieren."

Sie lachte übermütig, warf den Kopf zurück auf die verschränkten Arme, streckte den schlanken Körper, und unter den Augenlidern blitzte ein Blick zu Frau Cäsar hinüber: Was sie wohl sagen wird?

Da Luise den ganzen Tag still und gelangweilt dagelegen, war es ihr eine kleine Erholung die gute Tante Cäsar durch solche Gespräche ein wenig zu reizen und zu necken.

Die machte ihrem Unwillen Luft, indem sie sagte: „Ach, ich weiß schon, Du willst Dich über meinen Paul lustig machen.“

„Nein, wahrhaftig, dazu habe ich Deinem Sohn gegenüber nicht das mindeste Recht,“ sagte sie ernst. „Außerdem — ich mag sonst so schlecht als möglich sein — bin ich grenzenlos dankbar für alle Liebe, die mir zu Teil wird. Du weißt es ja, Paul ist mein Freund und Verehrer. Und ich bin dankbar für alle Bewunderung, denn,“ hier schoß eine Blutwelle in ihr Gesicht und ließ es rötlich erschimmern, „ich lechze manchmal geradezu nach Bewunderung.“

Es war, als habe sie die letzten Worte mehr zu sich selbst gesprochen. Sie fuhr sich, wie im Traum, mit der Hand über Stirn und Augen.

„Ich habe auch vorhin Deine Schulpflegerin

getroffen, Luischen. Du glaubst es nicht, wie nett sie immer von Dir spricht."

"Ja, sie war heut früh bei mir. Ich denke manchmal, sie würde nicht so gut gegen mich sein, wenn sie wüßte, mit welchem Widerwillen ich oft meine Arbeit thue. Ich möchte manchmal die Bücher nehmen, in eine Ecke werfen und weiß Gott wohin laufen," sagte sie leidenschaftlich, „so widert mich alles an."

"Kind, um alles in der Welt; das ist das Erste, was ich höre, daß Du Deine Stellung am liebsten aufgeben möchtest."

"Aufgeben! Tante, wie kannst Du das sagen," und sie richtete sich auf. „Gerade, daß ich sie für Jahre, ja nie aufgeben kann — ich muß bei dem furchtbaren Andrang heutzutage noch Gott danken, daß ich diese Stelle so bald erhalten — das ist's, was mich so rebellisch macht. Soll mich das befriedigen, jung, wie ich bin und voll glühender Sehnsucht nach dem, was man ‚Leben‘ nennt, jahraus, jahrein den kleinen Mädchen Stunden zu erteilen mit der einzigen Aussicht später einmal in eine höhere Klasse aufzurücken und mein Leben mit dem blöden Walter als alte Jungfer zu beschließen? Ich fühle die Kraft und den festen Willen in mir mehr zu leisten und weiß nicht, wie es beginnen, da ich nicht aus dem Kreis heraustreten kann, in den mich das Schicksal gestellt hat. Ich kann auch meinen Vater nicht im Stich lassen."

Der Abend brach herein. Im Zimmer begann es dunkel zu werden.

Draußen strömte unaufhörlich der Regen herab, schlug an die Fenster und suchte sich durch die Dachröhren seinen Weg, so daß, wenn es still im Zimmer war, man fortwährend das Geräusch der herab-rinnenden Wasser vernahm.

Von der Straße herauf tönte das Rollen der nach dem nahen Bahnhof fahrenden Lastwagen, das Klingeln der Pferdebahn, all das unangenehm lärmende Geräusch einer belebten Straße.

Keine der beiden Frauen achtete darauf. Eine jede war mit ihren Gedanken beschäftigt.

Wie Luise nur so sprechen könnte! Als ob in ihrem Leben nie eine Veränderung eintreten würde! Sie würde heiraten, meinte jetzt Frau Cäsar.

„Tante Cäsar, das glaubst Du selbst nicht. Weißt Du nicht, was Papa immer über das Heiraten der armen Mädchen sagt? Zudem müssen wir armen Mädchen von heutzutage selbst halbe Männer sein. Man klagt immer, daß frauenhaftes Wesen verloren ginge. Was sollen wir mit anschmiegendem, zärtlichem Wesen anfangen, wenn wir keine Männer finden, an die wir uns anschmiegen können, wenn die Männer unseres Standes nun einmal keine armen Mädchen heiraten wollen oder können? Wir sollen arbeiten, kämpfen, auf eigenen Füßen stehen. Wie können wir in dem Kampf ums Dasein, in den wir nun eintreten, immer züchtig die Augen niederschlagen? Wir sind keine Blumen mehr, die im Garten stehen, sich schmücken und blühen, bis der Liebste sie bricht. Wir werden nicht mehr verzärtelt. Wir müssen durch Sturm und Regen, Schmutz und Schnee laufen und

Gott danken, wenn wir nichts beslecken, als unseren Kleidersaum. Was sollen wir mit einem Herzen voll Liebe? Wir müssen sie verbergen, sonst spottet die Welt noch obendrein: die gäbe auch alles darum, wenn sie einen Mann bekäme."

Frau Cäsar wollte eben etwas erwidern, als draußen heftig an der Schelle gezogen wurde und gleich darauf Luisens Vater, Herr von Trebbin, gefolgt von dem Mädchen, das die Lampe brachte, ins Zimmer trat.

Trebbin, der zerstreut, in Hut und Mantel, hereingekommen war, warf den Mantel ab, nahm den Hut schnell vom Kopf, als er die beiden Frauen sah und fuhr sich mit der Hand über sein kurzgeschorenes, graublondes Haar, ehe er sie Frau Cäsar zum Grusse reichte.

"Das ist ja schön von Dir, Cölestine, daß Du Dich auch wieder einmal sehen läßt. Wie geht's, wie steht's?"

Er wartete die Antwort garnicht ab, sondern ging zu seiner Tochter und sie kummervoll ansehend:

"Na, Kind, und was machst Du?"

"So jammervoll brauchst Du mich nicht anzusehen, Papa. Du thust ja beinahe, als hätte ich beide Beine gebrochen."

"Ja," sich zu seiner Cousine wendend, "ist das nicht Pech? Hat das Mädel beinahe kein anderes Vergnügen in der Welt, als seine beiden gesunden Beine, auf denen es herumlaufen kann, und da wird ihr das auch noch genommen."

"Nu, nu, Trebbin, so schlimm ist die Sache

wohl nicht. Du solltest ihr das Leben nicht noch schwerer machen. Warum hast Du Dich denn in der ganzen Zeit nicht einmal bei mir sehen lassen?"

Trebbin ging, die Hände in den Hosentaschen, fortwährend im Zimmer auf und ab, eine übele Gewohnheit, die Tante Cäsar stets nervös machte.

„Nimm's nur nicht übel. Ich komme nächstens. Augenblicklich habe ich mit der Vertretung eines kranken Kollegen noch mehr, als sonst zu thun, und meine freie Zeit wollte ich Luise widmen.“

„Wenn ich auch keine interessante Gesellschaft bin, denn ich habe meist meine Akten und meine Sorgen im Kopf, so ist sie immerhin besser als gar keine. Nicht wahr Kind?“

Sie nickte ihm freundlich zu.

„Ja wirklich,“ sagte Frau Cäsar, die neben Luise sitzen geblieben war, „es würde nichts schaden, wenn Luise etwas mehr Abwechslung hätte.“

Dem jungen Mädchen war diese Wendung des Gespräches äußerst peinlich.

Trebbin blieb jetzt vor den beiden Frauen stehen.

„Du redest, wie Du es verstehst. Als ob das in meiner Macht läge! Als ob mir durch unsere Armut nicht Hände und Füße gebunden wären! Du immer mit Deiner ewigen Sucht nach Veränderung und Vergnügen! Als ob wir nur lebten, uns zu amüsieren! Wenn ich auch Luise Vergnügen machen wollte; ich könnte es nicht. Jeder Heller von meinem Landgerichtsratsgehalt hat seine Verwendung. Ich kann keinen regen Verkehr unterhalten. Ich müßte denn Schulden machen, wie es freilich mancher Be-

amte thut, der seine Töchter auf diese Weise an den Mann bringen will," sagte er bitter.

Er hielt in seiner Wanderung inne, trat vor das junge Mädchen hin und sah sie wieder mit seinen traurigen blauen Augen an.

"Du machst Dir ja auch nichts daraus! Nicht wahr Kind?"

Sie hörte die verhaltene Angst, die aus seinen Worten sprach, die Bitte, ihm die Versicherung zu geben, daß sie mit ihrem Leben zufrieden sei und sagte freundlich, denn ihr Vater that ihr leid: „Garnichts mache ich mir daraus. Das weißt Du so gut, wie ich selbst. Und wenn die böse Tante solche Dinge spricht, so thut sie es nur aus Eitelkeit. Sie möchte gar zu gern manchmal von ihrer gezeigten Nichte reden hören."

"Wo bleibt Walter heute wieder?" sagte Trebbin, nach der Uhr sehend, „es ist schon acht Uhr vorbei."

"Da muß ich nachhaus;" Frau Cäsar sprang eilig auf, „nur noch eine Frage: wie geht es augenblicklich mit Walter?"

Trebbin zuckte die Achseln.

"Augenblicklich macht er sich. Er ist jetzt im Papiergeschäft von Stein — auf wie lange bin ich gespannt — als ich ihn im vorigen Jahr auf's Land gegeben, ging es auch zuerst, bis er sich dann als total untauglich erwies. Ach ja, warum ist Luise mit ihrem klaren Kopf nicht als Junge auf die Welt gekommen und der unglückliche Kerl als Frauenzimmer? Um meine kleine Wirtschaft zu führen, reichte sein Verstand noch aus."

Dem jungen Mädchen traten die Thränen in die Augen. Hundertmal hatte sie sich schon daselbe gesagt, sich von Herzen das Unmögliche gewünscht, ein Mann zu sein. Nun ihr Vater diesem Gedanken so unverhohlen Ausdruck gab, war ihr weh ums Herz. Diese Anerkennung ihrer Talente erhöhte nur ihr Unbefriedigtsein, führte ihr ihre eigene Nutzlosigkeit vor Augen.

„Wenn Du ein Mann wärst! Aber nun bist Du nur ein Mädchen; was soll's damit? Du hörst es ja, Dein Bruder mit seinem schwachen Verstand könnte Dein Amt so gut verrichten wie Du.“

Luiſe erwiderte nichts. Sie nahm ein Buch auf und blätterte läſſig darin herum.

„Hättest Du es garnicht versuchen mögen, ihn früher ins Kadettenhaus oder auf eine Preſſe zu geben?“ hob Frau Caſar ſchüchtern an, deren Familienſtolz ſich gegen die Buchbinderei ſträubte, „Ökonom ließe ich mir auch noch gefallen.“

„Herr Gott, Cöleſtine!“ Trebbin erregte ſich im Geſpräch mit ſeiner Kouſine faſt immer, „Du mit Deinen vorſündſlutlichen Ideen! Ich ſage Dir, die Zeiten ſind vorbei, wo man die Kerls aus unſerem Stande, die zu nichts anderem taugten, in die bunte Jacke ſteckte. Sind ſie auf den Kopf gefallen, machen ſie da auch kein Glück. Er träumt, träumt! iſt für das praktiſche Leben total unbrauchbar und doch nicht ſo, daß man ihn in eine Anſtalt ſtecken könnte. Das wäre für den armen Kerl eine Höllequal. Wie geht's Deinem Paul?“

„Gut, danke, gut,“ sagte Frau Cäsar mit etwas gekränkter Miene, „er arbeitet fleißig.“

„So? das freut mich.“

Als ob Trebbin das nicht wußte! Er hatte für seinen Neffen viel Interesse und erkundigte sich stets bei seinem Vorgesetzten nach ihm. Davon erfuhr Frau Cäsar nie ein Wort.

„Hättest auch was Besseres thun sollen, als den Jungen Jura studieren lassen, hättest ihn sollen einen tüchtigen Kaufmann werden lassen, dann hätte er es noch zu etwas gebracht. Aber natürlich so sind die Frauensleute! Das will immer noch einen Titel, einen besonderen Rang haben. Die Lehrersfrauen haben noch dazu einen ganz besonderen Eiz. Was denkst Du Dir denn eigentlich bei den schlechten Aussichten heutzutage? Und hat er denn Konnexionen? Nun frag' ich Dich, wie will er es denn ohne solche zu etwas bringen? S'ist ja lächerlich! Sieh mich mal an, ich habe mich mein Lebtag abgearbeitet und abgeplagt. Wozu habe ich es denn gebracht?“

Das war der guten Cäsar zu stark. Warum ließ sie sich mit diesem „Menschen,“ wie sie ihn im Zorn zu nennen pflegte, in solche Gespräche ein? Da sie indes einen „Familienkrach“ vermeiden wollte, zwang sie sich zu einem krampfhaften Lächeln und sagte nur:

„Das ist ja Paul's Angelegenheit, lieber Trebbin, und geht keine Menschenseele etwas an. Es kann ja auch jedem einerlei sein, wie lange er auf eine Anstellung zu warten hat, denn es giebt ihm niemand einen Heller dazu. Adieu Luischen! gute Besserung

Kind!" Und schnell, ohne Trebbin die Hand zu geben, war sie zur Thür hinaus. Unten an der Hausthür traf sie mit Walter zusammen und stürzte an ihm vorbei. Auch er ging, den Kopf geneigt, achlos an ihr vorüber. Er träumte, wie sein Vater immer sagte.

Und doch war es kein eigentliches Träumen, kein Leben in anderen Regionen.

Seine Phantasie war nicht thätig, ihm ein eigenstes Reich zu schaffen, in dem er als Ritter und Held die Rolle spielte, die ihm hier auf Erden versagt war.

Wenn er so geistesabwesend und traumverloren vor sich hinsah, war er nur bemüht seine Gedanken auf einen bestimmten Punkt zu konzentrieren. So auch heut!

Aber es war eine Riesenarbeit und schien unmöglich, denn nur einige unzusammenhängende Worte gingen ihm durch den Sinn, mit denen er absolut nichts anzufangen wußte.

Doch halt! Jetzt hatte er es.

Er hob den Kopf und sah einige Sekunden an die Decke des Hausflurs.

Das war es: Nach dem Geschäftsfluß war er mit dem ersten Kommiss, der ihn nur, weil er ein Herr von Trebbin war, jetzt schon mit seiner Freundschaft beehrte, Arm in Arm durch die Straßen geschlenbert. Unterwegs war Walter eingefallen, daß er seinem Vater und Luise versprochen hatte, gleich nach dem Geschäftsfluß nachhaus zu kommen.

Einen schwachen Versuch, seinen Arm aus dem

des Freundes zu ziehen, hatte er jedoch augenblicklich aufgegeben, als ihm dieser versicherte, es sei Unsinns jetzt schon heimzukehren.

Im Lauf der Unterhaltung hatte ihm der Kommiss gesagt, daß die Zeit kommen würde, wo alle Reichen einmal mit ihnen teilen müßten und sie nicht mehr zu arbeiten brauchten. Darüber hatte er sich den Kopf zerbrochen, bis ihn sein dumpfes Hirn schmerzte.

„Sie werden mit uns teilen!“ Der Satz ging ihm immerfort durch den Kopf, ohne daß er einen Schluß daraus ziehen konnte. Seine Gedanken drehten sich wie im Kreise um die ausgesprochenen Worte. Wie sollte er den unklaren Gedanken, die ihn peinigten, Ausdruck verleihen? Er wollte soviel auf einmal wissen. Wann würde man teilen? Wie? Wo? Warum?

Während er so nach Worten suchte, schritt er wieder wie im Traume einher, achtete auf keinen der Vorübergehenden und blickte erst auf, als sich zwei Mädchen, jedes mit einem Paket im Arm, sichernd an sie herandrängten.

Sie wurden von dem „Freunde“ sogleich aufgefordert mit ihnen weiter zu gehen.

Anfangs hatte Walter ihnen blöde und steif gegenübergestanden; als aber die Eine lachend ihren Arm unter den seinen schob, ihre feuchte, heiße Hand sich auf die seine legte, überkam ihn plötzlich ein seltsames, nie empfundenes Gefühl.

Eben noch hatte er nicht gewußt, was beginnen, nun empfand er plötzlich ein unbezwingliches

Verlangen, die ganze Nacht so mit ihr herumzulaufen, immerfort den heißen Arm auf dem seinen zu fühlen. Ja, als ein Arbeiter, der ihnen entgegenkam, im Scherz die Hand nach seiner Schönen ausstreckte, ballte er seine herabhängende Linke zornig zur Faust zusammen, und der sanfte Junge fühlte eine wahre Lust in sich, seine Dame gegen ein ganzes Heer zu verteidigen.

Währenddem sprach er keine Silbe und bemerkte es auch nicht, daß die hübsche Begleiterin sich fortwährend umwandte, um dem hinter ihr her schreitenden Paar lustige Grimassen zu schneiden.

Endlich, da es ihr langweilig war, neben dem stillen Jungen herzugehen, wollte sie ihm entschlüpfen.

Da hatte sie sich verrechnet! Seine linke Hand hielt ihren Arm so fest, daß sie sich nicht befreien konnte.

„Nanu! Lassen Sie mich los!“

„Nein! Bleiben Sie bei mir.“

Er begann ihre Hand zu streicheln.

Mittlerweile war das andere Paar zu ihnen gekommen und ging nebenher.

„Nicht wahr, Herr von Trebbin,“ sein Begleiter sprach absichtlich laut, denn der wütende Sozialist prunkte jederzeit gern mit dem Namen seines Freundes, „das ist ein reizendes Frauenzimmerchen, so recht zum anbeißen.“

Walter erhob das fein geschnittene, blöde Gesicht und lachte ihn an. Ja, nun hatte er die Worte, die ihm fehlten: ein reizendes Frauenzimmerchen, zum anbeißen!

Unter der nächsten Laterne — sie gingen jetzt eine einsame Straße — gab sie ihm plötzlich einen Kuß. Wie der auf seinen Wangen brannte, das träge Blut schneller gehen ließ! Es war ihm zu Sinn, als wenn es nach oben, nach Kopf und Herzen drängte, als wenn es ihn zu ersticken drohte, ihm einen Moment die Sehkraft raubte.

Er zitterte am ganzen Körper, schloß die Augen, und als er sie wieder öffnete, waren die drei fort und hatten sich in dem Hause versteckt, vor dem sie eben noch gestanden. Er dachte nicht daran, sie dort zu suchen.

Ein wehleidiges Gefühl überkam ihn. Dann wurde er wütend, und purpurrot im Gesicht stürzte er die Straße hinab, rannte an die Menschen an, wurde zur Seite geschleudert, alles umsonst!

Sein Freund aber trat lachend, an jedem Arm eins der Mädchen, aus dem Hause.

„Da läuft er!“ sagten sie, mit den Fingern hinter ihm dreinzeigend, wollten sich totlachen und setzten ihren Weg gemüthlich weiter fort.

Nachdem Walter die Straße zu Ende gelaufen war, hatte er sich auf den Heimweg begeben. Langsam, langsam stieg er die Treppen in die Höhe, während er sich sein Abenteuer in seinem Hirn zusammen suchte, und als er, endlich oben angelangt, an der Klingel zog, sagte der alte Trebbin erleichtert: „Ah, da ist er!“ Jeden Abend dieselbe Angst, dieselbe Aufregung: Wo steckt er? Wann wird er nachhaus kommen?

Luiſe, die sich immer Mühe gab ruhig zu bleiben,

regte des Vaters Angst meist derart auf, daß auch ihr eine Centnerlast vom Herzen fiel, wenn sie das schwache Klingeln an der Hausthür hörte.

Nun sollte Walter seiner Schwester, die freundlich mit ihm sprach, erzählen, was er den Tag über gethan, eine Art Gedächtnisübung, die er, je nachdem er mehr oder weniger zerstreut war, absolvierte.

Heut war nichts aus ihm herauszubringen, und das Abendbrot war ziemlich schweigsam verzehrt.

„Dann werde ich heut auch nicht mit Dir arbeiten können, Walter?“

„Nein, ich möchte nicht, morgen Luise.“

Es war das Arbeiten fruchtlos und maßlos unerquicklich für Lehrer und Schüler zugleich. Anfangs war Luise manchmal heftig geworden; aber das legte sich bald genug, denn es erfaßte sie ein grenzenloses Mitleid mit ihm.

Sie sah, wie ihm die hellen Schweißtropfen von der Stirn perlten, bei der Riesenarbeit nachzudenken über das, was sie so einfach, als trüge sie es ihren kleinen Mädchen vor, auseinanderlegte.

„Denk' Dir einmal,“ und dann fuhr sie fort. Aber es war so schwer ihr zu folgen.

Es ging ihm alles mögliche andere durch den Kopf, was er des Tags über gehört, was ihm noch vor den Ohren sumnte.

Wenn er nachdenken wollte, so drehte sich bei ihm alles um die Worte: „Denk' Dir einmal.“

Und mit den Worten konnte er nichts anfangen. Es schnitt ihr in die Seele, wenn er sagte: „Ich kann nicht, Luisechen, kann wirklich nicht,“ denn sie

mußte ihn Abend für Abend weiter quälen, damit seine wenigen geistigen Fähigkeiten, wenn sie der Übung entbehrten, nicht vollends erschlaften.

Heut nahm sie ein Buch zur Hand, während Trebbin in seinen Akten las, ab und zu prüfend zu Walter hinüberblickend, der auch ein Buch vor sich hatte, aber nicht ans Lesen dachte.

Beworrene Gefühle, wie sie andern im Traum eigen sind, quälten ihn, bis sein Kopf schwer auf beide Arme herabfiel, und er einschlief.

Sehr anregend war die Unterhaltung an dem kleinen Tische nie. Trebbin war schweigsamer Natur, innerlich meist mit wirklichen und eingebildeten Sorgen beschäftigt.

Wovon sollten sie sich auch unterhalten?

Keins von Beiden ging in die „Welt“; Trebbin hatte nicht viel Interessen. Er hatte in seinem sorgenvollen Leben weder Zeit noch Geld finden können, sie zu pflegen, meinte er.

Er ging nie ins Theater, besuchte nie ein Konzert, war für seine eigene Person so anspruchslos, daß Luise sich scheute, für sich etwas derartiges zu verlangen. Er lebte einen Tag genau so wie den andern. Er ging nicht einmal ins Wirtshaus, weil er es für seine Pflicht hielt, abends bei seinen Kindern zu bleiben.

Er besaß nur diese zwei; sein ältester Sohn war verschollen.

Kurt von Trebbin hatte als Offizier Spielschulden halber seinen Abschied bekommen, hatte sich darauf

als Kaufmann versucht, und war, als auch dies fehlgeschlagen, nach Amerika ausgewandert.

Trebbins geringes Vermögen war ausgegeben; für die anderen Kinder blieb kein Heller davon mehr übrig; nun konnte er von neuem anfangen zu sparen und zu darben, denn wenn er daran dachte, daß er einmal plötzlich abberufen werden könnte, daß dann Luise unverorgt mit ihrem knappen Gehalt zurückbliebe, mit Walter an ihrer Seite, da wußte er sich nicht zu helfen vor Kummer und Sorgen. Das raubte ihm in mancher Nacht den Schlaf, und ließ ihn bei Tage mürrisch umhergehen. Das ließ ihn am Leben hängen, und sich vor dem Tode grauen, obwohl ihm das Leben nur eine furchtbare Last war, und der Tod ein erwünschtes Ende alles Grams und aller Enttäuschungen.

Während Trebbin mit seinen Kindern bei Tisch saß, war Frau Cäsar zuhaus angelangt. Als sie in ihr behagliches Zimmer trat, saß „ihr Paul,“ bereits sie erwartend, an dem gedeckten Eßtisch und las die Zeitung. Hierzu hatte er sich zwei Brillen übereinander gesetzt, denn bei ihm hatte die Kurzsichtigkeit unserer modernen jungen Männer den Höhepunkt erreicht. Als er die Mutter eintreten sah, sprang er gleich auf.

„Guten Abend, Mamachen, na Du kommst schon spät, beinahe hätte ich ohne Dich gegessen.“ Er nahm ihr Hut und Mantel ab.

„Ach Du armer Junge, bist gewiß schon hungrig.“ Sie sah in den summennden Theekessel, ob das Wasser kochte, rief nach dem Mädchen, und lief so eifertig und aufgeregelt in der Stube hin und her,

daß ihr Sohn endlich sagte: „Mamachen, jetzt setze Dich aber endlich einmal hin.“

„Ja doch, ja. Das will alles besorgt sein.“

„Wie war's denn bei Trebbins? Wie gehts Luise?“

Das löste ihr die Zunge. „Schlecht, wie soll's ihr bei so einem Vater anders gehen?“

„O Herr Gott, Mütterchen, habt Ihr Euch wieder einmal an den Haaren gehabt?“ sagte er gutmütig, die Zeitung zusammenfaltend, und sich eine Brille abnehmend.

„Ach was an den Haaren gehabt! Fällt mir garnicht ein. Aber da hört doch alles auf. Einen Tif hätten die Lehrersfrauen, hat er gesagt. Das ging natürlich auf mich, weil mein Mann Schuldirektor gewesen. Einen Tif! Die armen Thiere, die sich ihr Lebelang plagen müssen! Als ob ich nicht wüßte, was die Trebbins für einen Nagel haben. Ein Sozialist will er immer sein. Ein Volksfreund! Der ein Sozialist!“

„Nun ja, darin hast Du Recht,“ sagte Paul lachend, — er konnte den Streit unmöglich ernst nehmen — „Onkel Trebbin ist nur der Theorie nach Sozialist. Er hat nicht mehr Freiheitsdrang, nicht mehr Abneigung Höherstehenden die Kur zu machen, als von Rechtswegen jeder vernünftige Mensch haben müßte.“

Von seinen veralteten Ansichten, daß plumpe Sitten eine Garantie für den inneren Gehalt des Menschen seien, ist er auch längst abgekommen. Er schreckt vor der äußeren Gemeinheit ebenso wohl wie vor der inneren

entsetzt zurück. Also der Alte hat auch seinen Til. Bist Du nun zufrieden, Mütterchen?"

"Und Du würdest keine Karriere machen, habest keine Konnexionen, nichts," sagte die ehrgeizige Mutter entrüstet.

"Ja, aber so laß ihn doch! Ich habe ja auch keine Konnexionen. Und will ich denn eine brillante Karriere machen, Mütterchen? Ich bin doch wirklich nicht ehrgeizig. Zudem darfst Du mit Onkel Trebbin nicht rechten, wenn er einmal verstimmt ist. Denk' einmal, was er schon alles durchgemacht hat: da kam erst der Tod seiner Frau, die er heiß geliebt, dann der Kummer um Hans Kurt, um Walter und die beständige Sorge um seine Kinder. Das ist fast zuviel für einen Menschen."

"Ja, dann hätte er eben die Jahresrente annehmen sollen, die ihm Kommerzienrat Meyer ausgesetzt," warf Frau Cäsar, die jetzt ganz weich geworden war, schüchtern ein.

"Nein, das konnte er nicht, das hätte ich auch niemals gethan. Ein Almosen annehmen, von dem Mann, der ihn um das schmale Erbteil, das ihm halb und halb zukam, noch gebracht?"

"Ach das sind so Männeransichten, von denen verstehe ich nichts."

"Doch Mütterchen, Du denkst ja ebenso."

Der gutmütigen kleinen Frau kamen die Thränen in die Augen, als sie dem Sohn über den Tisch herüber die Hand reichte. Er stand auf, nahm ihr Gesicht in beide Hände, und gab ihr einen herzhaften Kuß. „Also morgen, Mütterchen, wird bei Trebbins

Veröhnung gefeiert, Du kannst ja doch ohne den Alten nicht leben, und daß Ihr ewig auf dem Kriegspfad wandelt, erhöht nur Eure Liebe."

„Ach geh Du schlechter Mensch. Das sage ich Dir aber, bloß des Kindes wegen gehe ich morgen schon wieder hin. Du sollst sie auch besuchen, Paul."

„Natürlich, mit dem größten Vergnügen."